

Die Jahrhunderterscheinung

Legende Thomas Quasthoff spricht über Dietrich Fischer-Dieskau

Dietrich Fischer-Dieskau, einer der umstrittensten, aber bedeutendsten Baritone des 20. Jahrhunderts, wird 80. Thomas Quasthoff ist einer der wichtigsten deutschen Baritone, und sagt, was er über das Monument Dietrich Fischer-Dieskau denkt.

Christian Berzins

Wie oft pro Tag denkt man als deutscher Bariton an das Monument des deutschen Gesangs, an Dietrich Fischer-Dieskau?

Thomas Quasthoff: (zögert, dann sehr leise) Gar nicht.

(erleichtert) Danke.

Quasthoff: Nein, nein: sachlich. Ich habe, obwohl ich nie mit Fischer-Dieskau gearbeitet habe, sehr viel von ihm gelernt – etwa im Umgang mit Sprache. Ich teile bewusst nicht die Meinung von Kollege Matthias Goerne, der sagte, dieses übertriebene «Errrr»- und «T»-Singen der Kollegen würde ihn nerven, ihm käme es nur darauf an, klangschön und legatoreich zu singen. Wenn das Wort nicht mehr wichtig ist und wenn in der 20. Reihe jemand nicht mehr versteht, was ich singe, möchte ich mich nicht auf die Bühne stellen. Wort, Farben und Musik bilden eine Einheit!

Also die Linie Fischer-Dieskaus . . .

Quasthoff: Wenn man sich mit Liedgesang befasst, kommt man nicht an ihm vorbei. Dazu muss ich sagen, dass ich ihm indirekt meine Präsenz bei der «Schubertiade» in Schwarzenberg verdanke. Es gefiel dort anfänglich nicht, wie ich sang. Fischer-Dieskau schickte einen Fax und meinte, es könne doch nicht sein, dass gerade bei diesem Festival ein so begabter Sänger nicht singe. Und auch von einer Dame der Deutschen Grammophon hörte ich einst, dass ich einen sehr grossen Fürsprecher habe: Fischer-Dieskau. Ich habe mich danach bei ihm telefonisch bedankt.

Das wars?

Quasthoff: Ich habe ganz bewusst keine Stunden bei ihm genommen, da ich meinen eigenen Weg gehen wollte. Ich habe in meinem Leben so viele Kopien und Imitatoren von Fischer-Dieskau gehört! Ich habe nicht unbedingt den Ehrgeiz eines Fischer-Dieskaus, die gänzliche Literatur, die für Bariton und tiefen mittleren Bariton geschrieben wurde, zu singen. Ich suche sehr genau aus, was mir Spass macht, singe, was mich interessiert. Ich habe nicht die Intention, ein vollständiges baritonales Lebenswerk zu hinterlassen (lacht).

Was machte Fischer-Dieskau stimmlich besser?

Quasthoff: Es gibt ganz viele Dinge, die ich an Dieskau neidvoll bewundere: sein Piano und sein mezza voce sind fantastisch. Das habe ich so sicher nicht zur Verfügung, meine Stimme hat vielleicht andere Qualitäten. Unabhängig davon würde ich mich nie auf eine Stufe mit Fischer-Dieskau stellen wollen. Er war eine Jahrhunderterscheinung, gerade für den Liedgesang. Ich versuche meinen Weg zu gehen, und wenn es ein paar Leute gibt, denen das gefällt, freue ich mich. Es wird genauso viele geben, die meinen Gesang grauenhaft finden. Ich habe nicht den Anspruch, von jedem geliebt zu werden.

Das war Fischer-Dieskaus Problem: Er störte sich daran, dass man gewisse Eigenheiten an ihm bemängelte – und so verteidigte er wortreich seinen Gesang.

Quasthoff: Eins unterscheidet ihn und mich immens – ehrlich: Ich finde, ich bin ersetzbar. Ich nehme mich selbst nicht so wichtig und das setzt mich auch weniger unter Druck. Ich möchte Spass haben an diesem Beruf und keinen Zwang empfinden. Dieses Elisabeth-Schwarzkopf-Syndrom: Singen ist Arbeit, Singen ist Qual und Passion – I’am sorry, das ist doch furchtbar!

Aber ist es nicht eine Banalisierung einer Kunst, wenn Sie sagen: «Wir arbeiten und tun unser Bestes»? Ein kritisches Publikum ist doch etwas Tolles!

Quasthoff: Ich habe ja nichts Gegenteiliges gesagt. Ich finde es gut, wenn ich kritisiert werde. Ob ich die Kritik dann immer ernst nehme, ist etwas anderes. Ich habe Leute an Liederabenden erlebt, die mir sagten: «Fischer-Dieskau hat das aber so gesungen, das hat uns viel besser gefallen.» Da habe ich gesagt: «Ja, toll, nur singt der nicht mehr. Vielleicht müssen Sie mit dem vorlieb nehmen, was jetzt singt. Aus, oder Sie bleiben zu Hause!»

Thomas Quasthoff: Der Bariton ist Exklusivkünstler der Deutschen Grammophon und Professor für Musik in Berlin. Seine Mutter nahm während der Schwangerschaft das Beruhigungsmittel Contergan, deshalb ist er körperbehindert.